

# Kırşehir 1944-1945: Das Leben der deutschen Konfinierten in einer anatolischen Kleinstadt

*Kurt Laqueur*

Aus privaten Aufzeichnungen Kurt Laqueurs  
ausgewählt und bearbeitet von seinem Sohn Hans-Peter Laqueur\*

Vorab: Wir, die Familien Baade und Laqueur, haben der Türkei nicht nur die Rettung vor dem Nazismus und die Möglichkeit sinnvoller Arbeit, sondern auch eine menschliche Behandlung, frei von allen Schikanen und Animositäten durch all die langen Kriegs- und Nachkriegsjahre zu danken. Nicht nur in den Ländern, die Hitler aktiv Widerstand leisteten, sondern auch in der Schweiz und in Spanien, wurden Emigranten zeitweise wesentlich unfreundlicher behandelt als in der Türkei.

Auch als im Frühjahr 1941 die Nazis bis an die bulgarisch-türkische Grenze vorgestoßen waren, Rommel vor El-Alamein stand und in Bagdad durch Putsch ein nazifreundliches Regime ans Ruder gekommen war – als also rund um das Ostmittelmeer die Voraussetzungen für das „3. Reich“ denkbar günstig waren, die angesetzte Zange durch einen Angriff auf die Türkei zu schließen, herrschte in Istanbul und Ankara eiserne Entschlossenheit, Widerstand zu leisten, aber niemals Feindlichkeit gegenüber ansässigen Deutschen, ganz gleich welcher Couleur.

Man verlegte einige wichtige Institutionen von Istanbul nach Ankara, so z.B. das große Militär-Krankenhaus GÜlhane und die Hochschule für Politik (*Siyasal Bilgiler*), die seither Teil der Uni Ankara ist, und einige nervös gewordenen Emigranten mieteten in Ankara eine Zweitwohnung. Aber äußerlich änderte sich nichts – bis zum 17. Juni. An diesem Dienstag fuhr die „Bessarabia“ – die zusammen mit ihrem Schwesterschiff „Transsilvania“ unter rumänischer Flagge den Liniendienst zwischen Constanza und Istanbul versah – wegen „Maschinenschadens“ nicht nach Constanza zurück, sondern ging im Marmarameer vor Anker.

---

\* Nach seiner Pensionierung gab mein Vater Kurt Laqueur (1914-1997) dem Drängen seiner Söhne und Schwiegertöchter nach und schrieb seine Lebenserinnerungen nieder. Das Ergebnis ist ein Typoskript von 200 Seiten, das sehr persönlich formuliert ist und in dem die „Auftraggeber“ häufig direkt angesprochen werden.

Ich habe daraus die zwei Passagen, welche die sog. Internierung in Kırşehir 1944/45 beschreiben, zusammengefaßt, ein paar Sätze ausgelassen, die ausschließlich von familiärem Interesse sind, ansonsten aber möglichst wenig am Originaltext verändert. Familiäre Verwandtschaftsbezeichnungen („Opa“, „Opapa“, etc.) habe ich stehen lassen, und durch Fußnoten erläutert, weitere Fußnoten habe ich eingefügt, wo es nützlich und für das Verständnis hilfreich erschien. – Bremerhaven, im Mai 2007, Hans-Peter Laqueur.

Und als sich am 20. Juni die fahrplanmäßig aus Constanza eingetroffene „Transsilvania“ zu ihr gesellte, brauchte man nicht unbedingt ein Prophet zu sein, um militärische Aktionen für die nächsten Tage anzukündigen.<sup>1</sup>

Natürlich war auch in den folgenden Jahren der Krieg in der Türkei durchaus zu spüren. Auf der einen Seite profitierte die türkische Wirtschaft: Tabak, Haselnüsse, Rosinen, aber auch Fische wurden in rauhesten Mengen von der „Achse“ gekauft. An das heiß begehrte Chromerz kamen Deutschland und Italien aber zu ihrem größten Kummer nicht heran. Hier waren die Engländer schneller gewesen und hatten die Produktion auf Jahre hinaus im voraus gekauft, obgleich sie das Erz zunächst nicht abtransportieren konnten. Der „Mann auf der Straße“ hatte davon allerdings wenig, und als schwache Ernten noch zusätzliche Schwierigkeiten schufen, wurde das Brot rationiert, für die Türken eine besonders schlimme Sache. Deprimierend, der sich rasch entwickelnde Schwarzhandel sowohl mit Brotmarken als auch mit schwarz gebackenem Brot, das obskure Gestalten aus ihrer oft undefinierbaren Kleidung heraus heimlich zum Kauf anboten.

Aber direkt tangiert wurden wir von alledem verhältnismäßig wenig – bis Ende Juli 1944. Der Opa<sup>2</sup> hatte von seinen türkischen Bekannten schon kurz vorher erfahren, daß der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der Türkei und Deutschland bevorstand, und daß wir von diesem Schritt jedenfalls betroffen sein würden. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Türkei unter der Führung des politisch ungemein geschickten İsmet İnönü aus dem Krieg heraushalten können mit der Formel: „Mit Deutschland befreundet und mit England verbündet.“<sup>3</sup> Jetzt, nach der Landung in der Normandie, verlangten die Alliierten von der Türkei, daß sie Farbe bekennen müsse. Und Ministerpräsident Saracoğlu machte aus diesem Druck auch keinen Hehl: Er erklärte am 31. Juli 1944, daß die Türkei „gezwungen sei“, ihre Beziehungen zu den Achsenmächten abzubrechen.

Dieser Schritt hatte zur Folge, daß alle Inhaber deutscher Reisepässe – nur J-Paß-Inhaber<sup>4</sup> waren ausgenommen – die Türkei binnen kürzester Frist zu verlassen hatten.

Alle Inhaber deutscher Pässe waren von den türkischen Behörden auf drei Listen zusammengefaßt:

Die Liste A enthielt die Namen aller derjenigen, die umgehend abzuschlieben waren, und denen keinesfalls Asylrecht eingeräumt werden durfte (auch hierbei gab es, wie in allen Dingen in der Türkei, nachher doch Ausnahmen): diese Liste

<sup>1</sup> In der folgenden – hier ausgelassenen – Passage schildert der Autor Reaktionen von Menschen in seiner Umgebung auf den deutschen Überfall auf die UdSSR und sein eigenes Leben in den Jahren 1941-44.

<sup>2</sup> Fritz Baade (1893-1974), der Schwiegervater des Autors.

<sup>3</sup> Englisch-französisch-türkischer Beistands-Pakt vom 19. Oktober 1939.

<sup>4</sup> Ab 1938 wurden die Pässe deutscher Staatsangehöriger, die nach den Nürnberger Gesetzen als Juden galten, mit einem roten Stempel „J“ gekennzeichnet. Auf diese Maßnahme folgte in der Regel früher oder später die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit.

umfaßte sämtliche führenden Nazis,<sup>5</sup> daneben – vor allem auch von den Alliierten den Türken nahegelegt – praktisch alle führenden Persönlichkeiten aus Finanz und Wirtschaft, aber z.B. auch Homosexuelle und Personen mit moralisch nicht einwandfreiem Lebenswandel. Alle übrigen Paß-Inhaber waren auf den Listen B und C zusammengefaßt, die sich nicht „qualitativ“ unterschieden, sondern nur aus organisatorischen Gründen unterteilt waren. Darauf figurierten auch alle Baades und ich, während Janne<sup>6</sup> – zum Haushalt des mit J-Paß versehenen Opapas<sup>7</sup> gehörend – ausgenommen war. Verschiedene Staatsstellen, so vor allem die Uni Istanbul, reklamierten ihre deutschen Experten und sorgten dafür, daß diese weder ausgewiesen noch in die Internierung geschickt wurden, während z.B. die Uni Ankara und das *Gazi Eğitim Enstitüsü*<sup>8</sup>, aber auch das *Maden Tetkik Arama* (Bergbauforschungsinstitut) für ihre Mitarbeiter keinen Finger krümmten.

Mutti<sup>9</sup> und ich fuhren zunächst einmal nach Ankara in der schwachen Hoffnung, daß der Opapa seine schützende Hand vielleicht auch über uns ausstrecken könne. Er konnte nicht! Zuvor hatten wir aber bereits vorsorglich in Istanbul Asylantrag gestellt. Unvergeßlich die Beamten der Fremdenpolizei, die – von den Nazis bestochen und daraufhin wenige Tage später abgelöst – alle Asylantragsteller wie den letzten Dreck behandelten und deren Pässe irgendwo in die Gegend pfefferten (erstaunlicherweise lag mein Paß 1946 doch brav in meiner Personalakte bei der Fremdenpolizei).

Mitte August wurde es dann „mit dem Reisen ernst“: Wir erhielten die Aufrichterfordernis, uns an einem bestimmten Morgen mit Sack und Pack nahe dem Kızılay-Platz einzufinden, wo wir in Bussen nach Kırşehir<sup>10</sup> befördert werden sollten. Die Sicherheitsbehörden hatten Kırşehir, Çorum<sup>11</sup> und Yozgat<sup>12</sup> als Asylorte ausgewählt, drei *Vilayet*(Provinz)-Hauptstädte, die infrastrukturell die Voraussetzungen für die Aufnahme der Asylanten mitbrachten, und die alle nicht an der Eisenbahn lagen, sodaß etwaige Fluchtmöglichkeiten von vorn herein erschwert waren (von Kırşehir aus hat nur einmal ein Spinner einen „Fluchtversuch“ unternommen; er ist nicht weit gekommen, da ein Elefant leichter in einem Pferdegestüt untertauchen könnte als ein Fremder in einem anatolischen Dorf). Die rund 450 Asylanten wurden zu etwa gleichen Teilen auf die drei Orte verteilt, wobei die Istanbuler vorzugsweise nach Çorum und Yozgat, wir „Anka-

<sup>5</sup> Allerdings soll der Ortsgruppenleiter der NSDAP Asyl beantragt und erhalten haben; vgl. Dietrich, A., *Deutschsein in Istanbul. Nationalisierung und Orientierung in der deutschsprachigen Community von 1843 bis 1956*, Schriftenreihe des Zentrums für Türkeistudien, Bd. 13, Opladen 1998, S. 387.

<sup>6</sup> Marianne Laqueur (1918-2006), die Schwester des Autors.

<sup>7</sup> August Laqueur (1875-1954), der Vater des Autors.

<sup>8</sup> Lehrerbildungsseminar in Ankara; Eduard Zuckmayer leitete die Musik-Abteilung.

<sup>9</sup> Aenne Laqueur geb. Baade (1919-1987).

<sup>10</sup> Anatolische Provinzhauptstadt, knapp 200 km süd-westlich von Ankara gelegen.

<sup>11</sup> Anatolische Provinzhauptstadt, knapp 250 km nord-östlich von Ankara gelegen.

<sup>12</sup> Anatolische Provinzhauptstadt, knapp 250 km östlich von Ankara gelegen.

raner“ und die Izmirer nach Kırşehir geschickt wurden. Das hatte übrigens zunächst die Schwierigkeit, daß Opa, Oma und Hans-Wolfgang<sup>13</sup> für Yozgat vorgesehen waren; Opas türkische Freunde konnten es aber erreichen, daß sie – kurz nach uns – ebenfalls nach Kırşehir kamen.

Eines schönen – heißen – Augustmorgens saßen wir also in einem nicht sonderlich komfortablen türkischen Überlandbus zusammen mit rund dreißig uns meist unbekannten „Landsleuten.“ Ich setze das in Anführungszeichen, nicht etwa aus einer jedenfalls völlig unangebrachten Arroganz heraus, sondern weil sich schon im Bus, vor allem aber später an Ort und Stelle zeigte, daß alle Internierten – denn aus den Asylanten waren Internierte geworden – nur eines gemeinsam hatten: den deutschen Paß. Es gab darunter z.B. den sehr sympathischen Klavierspieler des ausgezeichneten Eßrestaurants Karpiç<sup>14</sup> in Ankara, einem völlig apolitischen Tschechoslowaken, der schon Jahrzehnte im Lande lebte und eben 1939 „eingedeutscht“ worden war. Es gab eine recht große Gruppe Österreicher, von denen nicht wenige auf Distanz gegenüber „uns Deutschen“ ging, aus dem Glauben heraus, sie würden früher aus der Internierung entlassen als die Deutschen. An Wien 1938 wollten sie nicht erinnert werden! Ich bin im Grunde nicht boshhaft, habe mich aber gefreut, daß sie nicht eine Stunde früher aus der Internierung abreisen konnten als die Bürger aus dem „Altreich“, wie es damals im amtlichen Nazijargon hieß.

Vor allem aber zählte zu den Internierten eine recht große Gruppe alter Damen, die zwar auf so gebräuchliche Namen wie Müller, Meier und Schulze hörten, die aber praktisch kaum oder gar nicht deutsch sprachen. Sie waren alle einmal mit Deutschen (vorwiegend Handwerkern) verheiratet gewesen, hatten diese überlebt, oder waren von ihren Ehemännern verlassen worden, die ihnen nichts hinterließen als den deutschen Paß, dabei aber auch in vielen Fällen – nicht zu verachten – einen Rentenanspruch. Ihre einzige Verbindung mit Deutschland war die regelmäßige Vorsprache auf dem Konsulat zwecks Behebung der Rente und Verlängerung der Pässe. Die Nazis hatten an diesen Volksgenossinnen kein Interesse, übten nicht – wie sonst oft bei „arischen“ Deutschen einen mehr oder minder sanften Druck zwecks „Heimkehr ins Reich“ aus.

Die „Story“ der erwähnten alten Damen ist im Grunde recht traurig. Sie dürfte sich in vielen Fällen etwa so abgespielt haben: Fritz Müller aus Oberhausen, Tischlergeselle, treibt die Abenteuerlust in die Ferne. In Konstantinopel läßt sich verhältnismäßig leicht Geld verdienen, schwer aber eine Bleibe finden. Zimmervermieten widerspricht der türkischen Psyche, man nimmt einen Fremden als Gast auf oder gar nicht. So bleibt nur eine Unterkunft bei Angehörigen der Minderheiten übrig, und Müller findet tatsächlich bei Familie Kostidis ein Zimmer. Familie Kostidis, Griechen mit türkischem Paß, fristet ihr Leben schlecht

<sup>13</sup> Hans-Wolfgang Baade (\* 1929), der Schwager des Autors.

<sup>14</sup> Vgl. dazu den Beitrag „Ankara“ desselben Autors in diesem Band.

und recht in „ihrem“ Konstantinopel, niemals gefeit gegen Übergriffe der Türken. Als daher Herr Müller ein kleines Abenteuer mit Fräulein K. beginnt, sieht diese und ihre Eltern die Chance fürs Leben: heiraten und Deutsche werden. Herr Müller hat das zwar nicht so gemeint, muß aber die strengen Moralvorschriften akzeptieren und den Bund der Ehe eingehen. Und oft hat Herr Müller – wie viele seiner Landsleute – schon nach kurzer Zeit die Flucht ergriffen. Wenn die Frauen Glück hatten, so bekamen sie eine Sozialrente aus Deutschland; oft aber mußte die evangelische bzw. katholische Kirche helfend einspringen, denn die – bis 1923 nur kirchlich getrauten – Frauen wurden eben Gemeindemitglieder, denen geholfen werden mußte.

Sie wußten nicht, warum sie nach Kırşehir gekommen waren; sie hatten den türkischen Behörden lediglich erklärt, daß sie keinesfalls nach Deutschland wollten, dessen Sprache sie nicht sprachen, wo sie niemanden kannten, und was ihnen verständlicherweise im Herbst 1944 – so unpolitisch waren sie nun wieder nicht – kaum als verlockendes Reiseziel erschien. Sie saßen recht hilflos in Kırşehir, und es war ein ganz besonders unerfreulicher Akt des damaligen griechischen Patriarchen von Istanbul, als er sich – erfolgreich – für die Freilassung derjenigen Frauen einsetzte, die orthodox geblieben waren, während er „die Abtrünnigen“ ignorierte.

Aber ich greife vor – noch sind wir nicht einmal mit unserem Bus in Kırşehir angekommen. Bei einem Zwischenhalt an einer Quelle im anatolischen Hochland erste schüchterne Gesprächsversuche zwischen den Reisenden: Wir kennen vom Sehen den Junior-Chef des damals noch existierenden Istanbuler Traditionshotels Tokatliyan; die Familie kam ursprünglich aus der Südostecke der k. und k. Monarchie, wurde dann österreichisch, nach 1938 deutsch, wobei der Junior übrigens sicher nicht zuletzt aus geschäftlichen Gründen vom René zum Reinhard wurde (inzwischen heißt er längst wieder René; er gehörte übrigens nicht zu der erwähnten „separatistischen“ Gruppe von Österreichern). Wir grüßten also besagten René, woraufhin er die Konversation aufnahm mit der entwaffnenden Frage: „Fahren Sie auch nach Kırşehir?“

Abendliche Ankunft in Kırşehir: heiß, staubig und müde steigen wir aus dem Bus, werden von einer Unzahl Neugieriger begafft, werden vom Sicherheitsdirektor darüber informiert, daß sowohl Hotel als auch Privatquartiere zur Verfügung ständen; wir hätten die freie Wahl, müßten für die Kosten selbst aufkommen, dürften uns frei im Ort bewegen, dürften aber nur zwei (?) km aus dem Ort heraus zu Spaziergängen. Ich weiß die Entfernung nicht mehr, man hat uns diesbezüglich auch nie Schwierigkeiten gemacht. – Hans von Aulock, Direktor der Dresdner Bank Istanbul, hat als großer Jäger vor dem Herren weite Distanzen in der Umgebung von Kırşehir zurückgelegt; auch ich bin viel gewandert, vor allem mit dem katholischen Pfarrer Frind, aber auch mit unserem lieben Zuck.<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> Eduard Zuckmayer (1890-1972).

Mutti und ich zogen in das „Hotel“. Nicht Dreistern-, sondern vielmehr ein Hotel, hinter dem man nur drei Kreuze machen kann. So was ist heute glaube ich nicht mehr denkbar. Die Wanzen ließen sich nachts zu Hauf von der Decke in die – nicht gerade sauberer – Betten fallen. Mitten in der Nacht, in der wir erstens sowieso und zweitens wegen der Wanzen nicht sonderlich fest schliefen, großes Hin und Her: Aulock hatte sein Zimmer verlassen und im Garten eine mitgebrachte Luftmatratze aufgeblasen, um dort zu schlafen. Das stellte den Gendarmerie-Kommandanten, der augenscheinlich den Auftrag hatte, das Hotel mit „Inhalt“ zu bewachen, vor große Probleme und schließlich stellte er einen Posten neben der Matratze im Garten ab!

Vorausgegangen war ein gemeinsames Essen der Emigranten, die sich – auf verschiedene Busse verteilt – am Abend getroffen hatten, um in *dem* Restaurant am Platze zu essen. Nicht nur aus der damaligen Gemütsstimmung heraus fanden wir die *Lokanta* (Garküche) scheußlich. Mit Petroleumfunzeln erhellt sah man den Schmutz nicht so deutlich. Aber man mußte kein Gourmet sein, um an dem harten und sehnigen Fleisch keine Freude zu haben. Die Ölgemüse, die wir von unseren Aufenthalten in der Berghütte in Uludağ<sup>16</sup> kannten, sagten zwar Mutti und mir einigermaßen zu, waren aber für die meisten anderen ebenso wenig attraktiv wie die Süßspeise. Am leichtesten ließ sich noch der Tatsache abhelfen, daß die *Lokanta* keinen Alkohol ausschenken durfte. Sie hatte aber nichts dagegen, daß wir vom nahen *Bakkal* (Krämerlanden) Bier, Wein und Raki holten. Und diese Mischung von ungewisser Zukunft, die man zunächst an einem nicht gerade attraktiven Ort zu verbringen hatte, Sorgen und Problemen, garniert mit Staub, schlechter Küche und trübseligem Licht, wurde durch den genossenen Alkohol virulent: eine erkleckliche Anzahl der Damen schluchzten in die Nacht hinein!

Apropos Ölfunczeln: die hatte das Lokal nicht zu vertreten wie überhaupt geheimerweise gesagt werden muß, daß die Lebensbedingungen für uns nicht entscheidend schlechter waren als für die Bewohner von Kırşehir, die ja immerhin auch in dieser Lokanta aßen. Elektrischen Strom gab es damals, wie in vielen anatolischen Städten, nur mittags zum Hören der Radio-Nachrichten und abends kurz zum gleichen Zweck; anschließend erhielt jeweils eines der vier Viertel, in die Kırşehir eingeteilt war, elektrischen Strom bis etwa zehn Uhr abends. Daß dabei das Stadtviertel, in dem der Herr *Vali* (Gouverneur) residierte, bevorzugt wurde, versteht sich von selbst. Man konnte aber auch ein bißchen Einfluß auf die Verteilung nehmen: zu unserer Hochzeit erstrahlte unser Haus im Lichterglanz.

Am nächsten Morgen ging es auf Quartiersuche. Es war ein recht großes Angebot vorhanden, denn die Kırşehirer witterten das Geschäft ihres Lebens: Viele von ihnen hatten kleine Häuser in den Weinbergen und waren bereit, dort hin-

---

<sup>16</sup> Uludağ (türk.) = Großer Berg, Bergkette bei Bursa in der Nordwest-Türkei.

zuziehen und ihr „Stadthaus“ zu vermieten. Bitte stellt Euch unter „Stadthaus“ nichts besonderes vor: Es waren primitive Häuser aus Holz mit zwei, drei Zimmern, einer Kochgelegenheit und dem Lokus oft draußen vor der Tür. Wasserleitung gab es sowieso nicht, und der Gang zum Brunnen, mit Eimern bewaffnet, gehörte zur regelmäßigen Abendbeschäftigung, der Zuck mit ehrlicher Freude frönte.

Wir hatten Glück bei unserer Haussuche: Der Gesundheitsdirektor des Vilayets bot uns sein Heim an, ein geräumiges, zweistöckiges, fraglos von Armeniern erbautes Haus mit Garten, der von dem kleinen, an Kırşehir vorbeifließenden Flüßchen begrenzt war. Diese glückliche geographische Lage nutzte Dr. Süreyya im übrigen dazu aus, sein Gebiß coram publico „unter fließendem Wasser“ zu waschen. Wir erschlossen den Garten so gut als möglich und pflanzten etwas Obst und Gemüse an. Zur Bewässerung konnten wir den Fluß nicht nutzbar machen, vielmehr waren wir, wie alle Kırşehirer, darauf angewiesen, wann das Wasser, das durch ein weitverzweigtes Grabensystem oberhalb der Stadt floß – manchmal nur als dünnes Rinnal –, durch entsprechendes Öffnen der zu unserem Stadtviertel führenden Seitenkanäle in den Garten kam. Das geschah mitunter zu später Abendstunde oder in aller Herrgottsfrühe am Morgen. Dann mußten auch wir, durch entsprechendes Öffnen und Schließen der kleinen durch den Garten verlaufenden Seitenkanäle dafür sorgen, daß alle Beete bewässert wurden.

Auch unsere „Viehhaltung“ war einigermaßen aufregend. Mit den Hühnern hatten wir weniger Probleme, dagegen mußten wir natürlich darauf achten, daß Gänse und Enten nicht auf dem Seewege die Freiheit suchten. Unser Traum von Gängeschmalz zu Weihnachten ging leider nicht in Erfüllung, obgleich der Bakkal auf Omas Frage, ob es in Kırşehir „Kaz Yağı“ gäbe, freudig mit ja antwortete und sie dazu in einen Nachbarladen verwies. Dessen Frage, ob sie zum Abtransport wohl einen *Teneke* (Kanister) mitgebracht hätte, stimmte sie noch hoffnungsfroher. Aber als dieser den *Teneke* mit Heizöl (*Gaz Yağı*) füllen wollte, war der Traum vom Gängeschmalz ausgeträumt!

Die Schafzucht fand ein trauriges Ende, als sich die Stamm-Mutter an nassem Gras überfraß, geblähten Bauchs im Garten lag und notgeschlachtet werden mußte.

Nicht ohne Witz war unsere Putenzucht. Die Biester hatten die seltsame Ge-wohnheit (vielleicht waren sie sogar entsprechend dressiert!?!), auf der Außenmauer des Gartens zu übernachten, von wo sie in früher Morgenstunde von geschäftstüchtigen Bauern geklaut und anschließend wieder an uns verkauft wurden. Wobei mir die Geschichte des Herrn von Aulock einfällt, eines Mitinternierten, der durch das Krähen der Hähne in der Nachbarschaft gestört wurde und diese daraufhin aufkauft zu Preisen, die es den Nachbarn gestatteten, aus dem Erlös zumindest zwei Neu-Hähne anzuschaffen! Er gab daher den Versuch der Beseitigung der Ruhestörung bald auf.

Ende November 1944 unternehmen wir den zweiten Versuch zu heiraten. Aber der Bürgermeister mußte uns nach Rückfrage in Ankara mitteilen, daß die entsprechenden deutsch-türkischen Verträge, die unter anderem beiden Seiten zur Auflage machten, bei Eheschließungen von Partnerpaaren die Gesetze von deren Heimatland (in unserem Falle also die „Nürnberger Gesetze“) zu respektieren, trotz Abbruchs der Beziehungen noch nicht außer Kraft gesetzt seien.

Aber in den ersten Januartagen 1945 ließ der Bürgermeister uns wissen, daß die Verträge erloschen seien und unserer Heirat nichts mehr im Wege stände, und so setzten wir Freitag, den 13. Januar, als Hochzeitsdatum fest. Natürlich wollten wir den Opapa, die Omama und Janne zumindest wissen lassen, daß wir an dem Tage in den heiligen Stand der Ehe treten. Das war aber gar nicht so einfach. „Normale Post“ war zwar theoretisch möglich, wurde zwar censiert – was in diesem Falle ja nicht gestört hätte –, brauchte aber aus unerfindlichen Gründen Monate, bis sie überhaupt in die Hände des Empfängers kam. (Später wickelte sich der „Postverkehr“ im Wesentlichen über nicht internierte Landsleute ab, die in der Regel ohne große Schwierigkeiten Erlaubnis bekamen, uns zu besuchen und das Verbot, Briefe mitzubringen- bzw. mitzunehmen, ohne Gewissensbisse ignorierten. Nur mein Freund Bob<sup>17</sup> hatte dabei Pech: er hatte, warum weiß ich nicht, die Post in seinem Hut transportiert, den er bei Ankunft in Kırşehir freudig schwenkte!)

Wir lösten das Verständigungsproblem dann so, daß der Gesundheitsdirektor seinen Kollegen in Ankara anrief, der den Opapa dann sozusagen „dienstlich“ von dem freudigen Ereignis verständigen konnte.

Am späten Abend des 12. Januar, bei Hundekälte, ratterte ein Lkw durch unsere stille Straße, hielt vor unserem Haus und fragte uns „Burada bir Lakör var mı?“<sup>18</sup> Als wir die Frage bejahten, zwängte sich der zarte Opapa zwischen dem bulligen Fahrer und den noch bulligeren Beifahrern hervor! Er hat uns leider nie geschildert, wie diese damals doch recht abenteuerliche Fahrt verlaufen war. Denn die Straßen waren schon im Sommer alles andere als gut, aber jetzt war tiefster Winter, Schnee und Eis. Aber die Hauptsache war, der Opapa war da, das Fest konnte beginnen.

Trotz der schwierigen Verhältnisse hatten wir den großen Tag natürlich etwas vorbereitet. In Kırşehir lebte damals noch ein alter Würdenträger aus der Sultanszeit, der eine schwarze Kutsche sein Eigen nannte.<sup>19</sup> Und diese Kutsche stellte er uns zur Verfügung! Zu Trauzeugen hatten wir den Gesundheitsdirektor und den Apotheker gebeten und diese zusammen mit dem Bürgermeister, der uns traute, – natürlich mit Ehefrauen – zum Mittagessen am 13. Januar gebeten, wo zu die Oma phantastische Dinge vorbereitet hatte. Die Freunde hatten wir früh

<sup>17</sup> Robert Anhegger (1911-2001) wurde später erster Leiter des Goethe-Instituts in Istanbul.

<sup>18</sup> „Gibt es hier einen Laqueur?“

<sup>19</sup> Vgl. hierzu Ruben, W., „Kırşehir. Eine altertümliche Kleinstadt Inneranatoliens“, in: G. Ruben (Hg.), *Arbeitsmaterialien zum Orient*, Bd. 13, Wiesbaden 2003, S. 94.

auf das Standesamt, Zuck und Eins – zwei weitere nahe Freunde – auch zum Mittagessen, und die anderen zum Nachmittag ins Haus gebeten.

Und die ‚deutsche Kolonie‘?!? Wir konnten doch unmöglich rund 150, uns teilweise noch recht fremde Menschen zu uns bitten, ganz abgesehen davon, daß wir der Stabilität des Holzbodens im Hause nicht ganz trauten. Und hinzu kam noch, daß sich unter den 150 teilweise schon tief sitzende Feindschaften entwickelt hatten, sodaß ein Zusammentreffen solcher Streithähne auch noch die schönsten Komplikationen versprach. Aber, auf der anderen Seite war diese Hochzeit (der bald noch weitere folgen sollten, die aus den gleichen Gründen so lange hatten warten müssen) *das Ereignis*, und eine nicht unerhebliche Anzahl der Internierten ließen uns bereits im voraus außerhalb jeden Zweifels, daß sie entschlossen seien, uns zu gratulieren!

Am 13. Januar war das Wetter umgeschlagen, und die Straßen, davor Eisbahnen, waren mit knöcheltiefem Schneematsch bedeckt. Teils per Kutsche, teils zu Fuß erreichten wir die *Belediye* (Stadtverwaltung), wo sich buchstäblich rund hundert Menschen in den engen Korridoren drängten. Im *Evlendirme Dairesi* (Standesamt) gab es zunächst eine Verzögerung, weil der Apotheker fehlte, jedoch ließ der Friseur uns durch seinen Lehrling wissen, daß dessen Verschönerung unmittelbar vor dem Abschluß stände. Die Wartezeit überbrückte der nette, junge katholische Pfarrer aus Graz – mit dem ich mich sehr gut verstand – damit, daß er uns im Flüstertone die letzten Ereignisse aus der Kolonie berichtete. Aber schließlich konnten wir doch „*evel*“ (ja) sagen, und da war es geschehen.

Wer aber beschreibt unser Erstaunen, als am Mittag, leicht verspätet, nicht nur die sechs erwarteten türkischen Gäste, sondern auch noch der Vali-Stellvertreter und der Sicherheitsdirektor mit ihren Damen erschienen. Der Bürgermeister hatte offensichtlich unserem Mangel an Protokolldenken auf diese Weise korrigiert. Aber die Oma war – auch in Kirşehir, auch unter den dortigen Verhältnissen, wo es ja keinen Laden in der Nähe gab, in dem man noch schnell etwas hätte kaufen können – dadurch nicht zu erschüttern. Die Hochzeitstafel wurde in zwei Tische aufgelöst, man aß vorzüglich und war in schönster Feierstimmung, als es – es war inzwischen knapp zwei Uhr – klingelte. Vor der Tür standen der Waldl Karl und der Wischeropp, zwei Handwerker, die eigentlich mehr durch ihre Freude am Alkohol als an der Arbeit in Kirşehir aufgefallen waren. Sie wollten gratulieren! Und sie waren nur die Vorhut, der in den nächsten Stunden – von den erwähnten alten Damen abgesehen – praktisch alle Internierten, Freund und Feind folgten, teils mit, teils ohne Buddel als Festbeitrag. Aber es herrschte überall eitel Freude, und abgesehen von der Tatsache, daß wir am Abend restlos groggy waren, läßt sich eigentlich nichts Böses von diesem Tage berichten. Waldl Karl schied leicht schwankend als letzter, um wenige Minuten später wieder zu klingeln und nach „*mei Mitzn*“ zu suchen; sie war unter das Bett, das wir als Garderobe benutzten, gefallen.

Bei weitem nicht so „rauschend“, aber auch wirklich schön verlief der 70. Geburtstag des Opapa, der aus diesem Anlaß aus Ankara zu uns „geflogen“ war. Zuck, der schon zu unserer Hochzeit ein einmalig schönes Schüttelreimgedicht gemacht hatte, schuf aus diesem Anlaß einen Kanon, und der Opapa genoß den Tag sehr, – der übrigens damit begonnen hatte, daß wir 240 kg Weintrauben gekauft hatten, um sie – nach den Vorschriften im Brockhaus – zu keltern. Und der Opapa beteiligte sich wacker daran, auf der Treppe sitzend, von Wespen umsurrt mit nackten Füßen Trauben stampfend!

Das Ständchen, das drei in Kırşehir internierte Mitglieder des Ankararer Symphonie-Orchesters für den Opapa vorbereitet hatten, wäre übrigens um ein Haar an Omas Backkunst gescheitert: unser Freund Winkler, Konzertmeister in Ankara, Ostpreuße und süßigkeitshörig, verlor nach eigener Aussage um ein Haar den Faden, als er die Apfeltorte erblickte, welche die Oma dem „Geburtstagskind“ gebacken hatte.

Von nicht-familiären Begebenheiten in Kırşehir wäre vor allem die Ankunft der „Istanbuler Internierten“ zu erwähnen.<sup>20</sup> Von der großen Zahl der deutschen Paß-Inhaber, die bei Abbruch der Beziehungen keinen Antrag auf politisches Asyl gestellt hatten, war nur eine kleine Zahl ausgereist (worden). Der Abtransport aus der Türkei war damals nur noch per Bahn über den Balkan möglich, nachdem die Alliierten nach der Landung in Sizilien und dem Ausscheiden Italiens aus dem Kriege die Kontrolle über das gesamte Mittelmeer ausübten. So rollte auch in den ersten Augusttagen ein Sonderzug mit Ausgewiesenen der A-Liste gen Westen. Wie weit dieser Zug kam, weiß ich nicht, jedenfalls gelang es Tito gerade in diesen Tagen, die Eisenbahnlinie durch Jugoslawien unter seine Kontrolle zu bringen und damit die letzte reguläre Verbindung zwischen Südosteuropa und Deutschland zu unterbrechen. So mußten auch die Türken umdisponieren: sie sperrten alle ausreisewilligen Deutschen, die nun nicht mehr fort konnten, in Istanbul ein: in die Deutsche Schule, ins Generalkonsulat und auf das Botschaftsgelände Tarabya.<sup>21</sup>

Vor allem die Istanbuler Unterkünfte müssen drangvoll eng gewesen sein, so daß sich dort die Internierten noch viel mehr auf den Wecker fielen als in den anatolischen Städten, wo ja jeder für sich wohnen und wirtschaften konnte. Hinzu kam noch, daß die „Istanbuler“ sehr viel weniger homogen waren als die „Anatolier“: unter den „Istanbulern“ waren gar nicht wenige, die durch massiven Druck der „Partei“ gehindert worden waren, Asylantrag zu stellen, bzw. denen für den Fall eines Antrags Repressalien gegen ihre in Deutschland lebenden Angehörigen angedroht worden waren. Und alle diese waren nun mit mehr oder minder überzeugten Nazis zusammengepfercht, und je weiter der Krieg fort-

<sup>20</sup> Eine Dame, welche die Internierung als Kleinkind erlebt hatte, erzählte mir im April 2007, daß sie dieses Ereignis ihrer Umgebung mit dem Satz „İki kamyon dolusu gâvur geldi!“ (Zwei Lastwagenladungen Ungläubige sind gekommen!) mitgeteilt habe.

<sup>21</sup> Ein Viertel am Bosporus in Istanbul.

schrift, um so anlehnungsbedürftiger wurden gerade diejenigen, die beim Abbruch noch mit ihrem „Deutschtum“ bramarbasiert hatten.

Anfang 1945 beschlossen die Türken, auch die „Istanbuler“ auf die drei anatolischen Städte zu verteilen. Als dies in Kırşehir bekannt wurde, gab es einige Aufführung: Wie verhält man sich „den Nazis“ gegenüber? Nachdem die ersten Emotionen abgeebbt waren und die Besonneneren sich eben klar machten, daß im Zweifelsfalle nicht alle, die keinen Asylantrag gestellt hatten, als Nazis zu etikettieren seien, beschloß man, die Neuankömmlinge weder mit offenen noch mit demonstrativ verschränkten Armen zu empfangen. Und das erwies sich als das genau richtige Rezept. Vor allem die zahlreichen Apolitischen, z.B. die Familien, von denen Väter, Brüder oder Söhne im Felde waren, und die daher verständlicherweise nach Deutschland strebten, fanden nahezu problemlos Kontakt bei den „Alt-Kırşehirern.“ Von den letzteren noch schnell eine Begebenheit, die mir unvergeßlich sein wird:

Daß der Opa als „Dr. Baade“ eigentlich laufend von Bauern konsultiert wurde, war fast selbstverständlich. Aber auch unter den Deutschen genoß er großes Vertrauen in wichtigen Lebensfragen. Und eines Abends kam eine besonders nette Deutsche, deren Mann nolens volens Soldat geworden war, zum Opa: Eine Wespe hatte sie in den Finger gestochen, und der Finger schwoll zusehends. Opas dringender Rat: den – ebenfalls internierten – Uhrmacher Meyer<sup>22</sup> aufzusuchen, der das nötige Wissen und Werkzeug hatte, um den unmittelbar unter der Schwellung sitzenden Ehering aufzuschneiden und zu entfernen. Die Patientin war unglücklich bei dem Gedanken: der zersägte Ehering sei ein böses Omen. Wir beruhigten sie, so gut wir konnten, und machten ihr vor allem klar, daß andernfalls ihr Finger gefährdet sei. So ließ sie den Ring entfernen. Aus der ersten Post, die sie von ihrem Manne nach dem Kriege erhielt, erfuhr sie, daß er im Frühjahr 1945 eine andere kennengelernt habe und sie bäre, ihn freizugeben!

Und noch ganz schnell eine etwas heiterere Episode: zu den „Alt-Internierten“ gehörte auch Anton Krautwaschl (er hieß wirklich so), der in seinem Asylantrag „politische Verfolgung“ geltend gemacht hatte. Da Krautwaschl meines Wissens seit Urjahren sich schlecht und recht als Handwerker in Ankara durchgeschlagen hatte, interessierte es mich, wie er denn in die Mühle des Faschismus geraten sei. Und dabei stellte sich folgendes heraus: K. war als wehrfähiger Deutscher von der Botschaft einberufen und mit einer Fahrkarte Richtung Heimat ausgestattet worden. Diese verkaufte er, vertrank den Erlös und blieb. Auch ein zweiter Versuch der Botschaft in dieser Richtung mißlang, woraufhin die Botschaft ihn wegen Unterschlagung bei den türkischen Behörden anzeigen. Bevor sich daraus weitere Konsequenzen für K. ergaben, kam es zum Abbruch der Beziehungen

---

<sup>22</sup> Wolfgang Meyer (1909-1981), einer der wenigen, die ihre Erfahrungen aus der Internierung publiziert haben, leider nur in dem Privatdruck „Ein Deutscher in der Türkei“, o.O., o.J., S. 6-44.

und K. suchte ‚politisches Asyl‘ in der Türkei, das ihm, da er in türkischer Sicht offenbar kein großer Sünder war, auch gewährt wurde.

In Kırşehir richtete ich zusammen mit dem katholischen Geistlichen und eins, zwei anderen Internierten eine kleine Schule ein.

„Schule“ ist vielleicht eine etwas kühne und ambitionierte Bezeichnung für unser damaliges Unternehmen, das wir im Erdgeschoß des Hauses einrichteten, das der Opa damals in Kırşehir gemietet hatte. Wir arbeiteten aber einen richtigen Stundenplan aus, gaben Schulaufgaben, machten ‚Klassenausflüge‘, kurzum, wir benahmen uns so, als wären wir eine richtige Schule. Kernstück des Lehrmaterials war ein etwa 23-bändiger Brockhaus von 1893, den wir in dem Haus des Gesundheitsdirektors fanden.<sup>23</sup> Da das Lexikon nicht mehr vollständig war, entstanden gewisse „Bildungslücken.“ Immerhin erreichten wir zweierlei: Zum einen hingen die Kinder nicht den ganzen Tag bei den Eltern herum, die ja auch zu meist nichts anderes tun konnten, als sich Sorgen um die Zukunft zu machen, zum anderen sorgten wir in etwa dafür, daß die Kinder – insbesondere im Englischen und Französischen – nicht alles vergaßen, was sie vorher gelernt hatten.

Eine zweite, wenig dankbare Aufgabe stellte sich für mich darin, daß ich in einem von den wohlhabenderen Internierten ad hoc gebildeten Hilfskomitée Sekretärs-Arbeiten übernahm, dem neben dem Opa die beiden Direktoren der Dresdner Bank sowie der katholische Pater angehörten, der von seiner Kirche mit gewissen Mitteln ausgestattet war. Neben der Buchführung mußte ich vor allem mehr oder minder bedürftige Landsleute aufsuchen, um echte Notfälle zu ermitteln. Was ich da an Schwindel, Denunziation und sogar Drohungen erlebte, geht auf keine Kuhhaut. Nach fünf Monaten übernahm der Türkische Rote Halbmond dann die finanzielle Betreuung aller Internierten, und damit fand meine Tätigkeit ein Ende.

Erfreulicher – und für meine Türkisch-Kenntnisse außerordentlich förderlich – war dagegen mein Wirken als „Verbindungsmann“ zu den türkischen Stellen aufgrund der Tatsache, daß ich zu denjenigen gehörte, die damals relativ am besten die Sprache beherrschten. So wurde ich von beiden Seiten immer öfter gebeten, zu dolmetschen und zu vermitteln, und war bald „Stammgast“ bei der für uns zuständigen Sicherheitsbehörde.

Und schließlich verwaltete ich auch noch eine kleine Leihbibliothek, welche die in Istanbul und Ankara verbliebenen deutschen Emigranten für uns zusammengestellt hatten. Diese – teils aufgrund ihres J-Passes, teils aufgrund der Tatsache, daß türkische Staatsstellen (vor allem die Uni Istanbul) ihre Freistellung betrieben hatten – von der Verschickung nach Anatolien bewahrt, haben im übrigen auch recht wesentlich zu dem oben erwähnten Hilfs-Fonds beigetragen.

---

<sup>23</sup> Dieser Brockhaus von 1895 diente auch dem ebenfalls in Kırşehir internierten Indologen Walter Rubin als „Referenzbibliothek“ für seine genannte Studie über die Stadt Kırşehir.

Natürlich kursierten in Kırşehir – wie wohl überall da, wo Menschen festgehalten werden – fortwährend Gerüchte über bevorstehende Lagerauflösung, Freilassung usw. Auftrieb erhielten diese Gerüchte nach der Kapitulation Deutschlands, und die Enttäuschung war um so größer, als sie sich nicht nur nicht bewahrheiteten, sondern darüber hinaus noch alle Rundfunkgeräte beschlagnahmt wurden – angeblich weil man in der Japanischen Botschaft in Ankara, wo die Japaner saßen, einen in einen Sender umgebauten Empfänger gefunden hatte. Die Nachrichtenlosigkeit war nun für uns fast komplett, denn die türkischen Zeitungen, die in Kırşehir zum Verkauf angeboten wurden, waren in der Regel nur auf die Innenpolitik ausgerichtet. Die uns zustehende Schreiberlaubnis – einmal monatlich eine Postkarte in türkischer Sprache – testete ich einmal spaßeshalber: ich schrieb völlig belangloses Zeug an die Eltern; die Karte kam nach einem Vierteljahr in ihren Besitz. Dabei dürfte es sich nicht um Schikane, sondern um administrative Unfähigkeit gehandelt haben.

Als auch nach der japanischen Kapitulation nichts geschah, stellten wir zwei Anträge: einmal auf Freilassung des damals 15jährigen Hans-Wolfgang zum Schulbesuch in Istanbul, und zum anderen auf Erlaubnis für Mutti, zur Entbindung nach Ankara zu fahren, nachdem in Kırşehir tatsächlich alle Voraussetzungen dafür fehlten. Dem Antrag für Hans-Wolfgang wurde prompt entsprochen, und er bezog im Herbst 1945 das Robert-College in Istanbul. Und Mutti wurde gestattet, vier Wochen vor dem voraussichtlichen Termin der Entbindung nach Ankara zu Opapa und Omaha zu übersiedeln. Am 1. Dezember fuhr sie zusammen mit einer Mit-Internierten, die in der gleichen Lage war, per Bus nach Ankara, was ihr erfreulicherweise trotz winterlichen Wetters und hockeriger Straße nicht schadete. Und 14 Tage später bekamen wir dann die frohe Botschaft, daß die Internierung vor Jahresende aufgehoben würde.

Opa, Oma und ich machten sich nun ans Packen. Natürlich nahmen wir auch unseren selbst gekelterten Wein mit und hatten dafür schon lange vorher leere Flaschen gesammelt. Der Weintransport gelangte unzerbrochen nach Istanbul. Mag es nun sein, daß dem Wein der Transport nicht bekommen ist, oder lag es an den sicherlich nicht fachgemäß vorgereinigten Flaschen oder einfach daran, daß uns in Kırşehir der Vergleichsmoment gefehlt hatte: der edle Tropfen, den wir in Kırşehir auch mit dem echten Erzeugerstolz getrunken hatten, schmeckte in Beşiktaş<sup>24</sup> grauslich, und der Inhalt der Flaschen verließ das Haus durch den Ausguß.

---

<sup>24</sup> Stadtteil im europäischen Istanbul.

